Eduard Vischer zum 85. Geburtstag

Autor(en): **Brunner, Christoph H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **83 (2003)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-584707

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Eduard Vischer zum 85. Geburtstag

Christoph H. Brunner

Lieber Herr Vischer

Sie dürfen heute – nach wie vor lesend, schreibend, reisend, begleitend, ausschauend und urteilend – Ihren 85. Geburtstag feiern, zweifellos zusammen mit Ihrer Frau und Ihrer Familie. Lassen Sie mich Ihnen zu diesem hohen Geburtstag von Herzen gratulieren und Ihnen gleichzeitig herzlich danken für Ihre Begleitung, die ich nun schon seit Jahren erfahren darf.

Eine Art von Begleitung haben Sie vor wenigen Wochen nicht nur mich, sondern alle Ihre Zeitgenossen spüren lassen. Erlauben Sie mir, sie dankbar aufzunehmen und als Zeichen des Dankes – vielleicht – etwas weiterzuführen.

Im Zusammenhang mit der 125-Jahr-Feier des Historischen Vereins stand in den Glarner Nachrichten ein Wort von Ihnen zu lesen, das über die Geschichte – Ihr Fachgebiet – weit hinausging. Sie haben gesagt, für Sie stehe heute die Sterblichkeit der Menschheit im Vordergrund. Sie haben weiter ausgeführt, der neue Zeitgeist erscheine wie eine verspätete Vereinnahmung von Hiroshima. Sie haben in diesem Zusammenhang an die Noah-Geschichte des Alten Testaments erinnert und darin ein Stück Heilsgeschichte gesehen, die über der gewöhnlichen Geschichte schwebe. Unausgesprochen blieb der Begriff der Endzeit – aber ist nicht der Name Hiroshima ein Inbegriff von Endzeit?

Vielleicht waren Hörer und Leser irritiert, ein solches Wort bei einer Jubiläumsfeier zu vernehmen? Ist die feine Mahnung und die leise Warnung angekommen? Und schliesslich, was löst ein Hinweis auf Noah heute aus? Ich bin nicht sicher, wie Ihr Wort verstanden worden ist, aber ich möchte es an Ihrem Geburtstag heute aufgreifen.

Vielleicht müsste man zuerst einmal wissen, dass Sie ein ausgesprochener Gartenfreund sind. Sie bewegen sich – so meine ich verschiedentlich bemerkt zu haben – besonders eindringlich in Ihrem Garten, der eigentlich aus zwei Gärten besteht, einem englischen und einem darin angelegten Rokokogärtchen. Sie lieben Ihren Garten als ein Stück Schöpfung und

achten ihn als massvolle Imitatio des Menschen. In Ihrem Garten haben wir vor Jahren über die Existenz der Menschheit gesprochen, als gerade die ersten Meldungen vom Waldsterben die Runde machten. Ich habe Sie nie so erschüttert, so aufgebracht gesehen. Sie haben damals von äusserst rigorosen Massnahmen gesprochen, die auf Bundesebene zu ergreifen wären, nämlich vom Notrecht. Möglicherweise würde man Ihr Wort zur Zeit heute besser verstehen.

Lassen Sie mich eine zusätzliche Illustration versuchen. Sie soll gewissermassen mein Präsent auf Ihrem Geburtstagstische sein.

sonder solle ein todtner Waldt angesehen werden

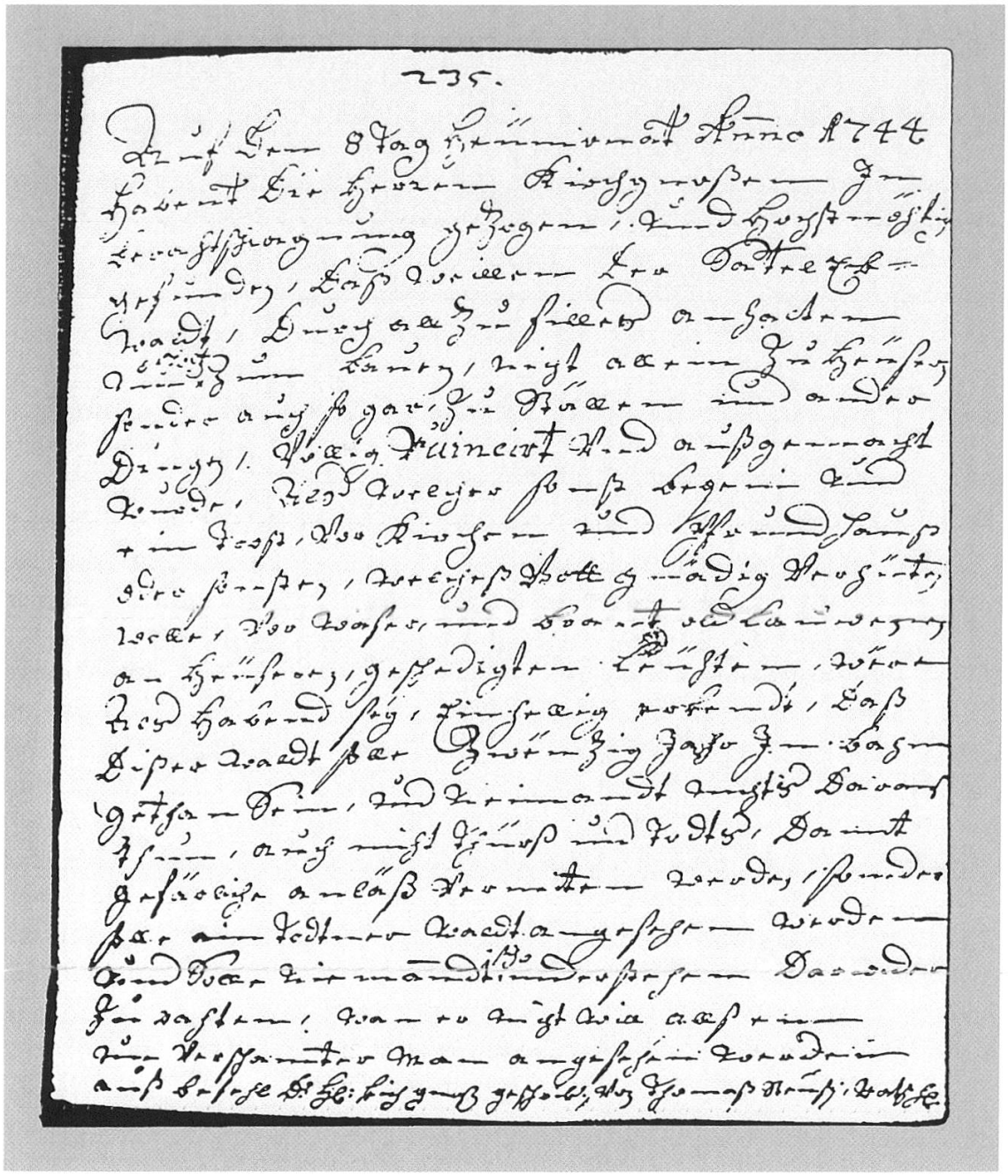
Auf den 8. Tag Heümonat anno 1744 habent die Herren Kirchgnossen in Berahtschlagung gezogen und hochstnöhtig gefunden, dass, weillen der Sateleckwaldt durch allzufilles Anhalten um Holtz zum Bauen, nicht allein zu Heüseren, sonder auch sogar zu Ställen und ander Dingen, völlig ruineirt und ausgemacht wurde, als welcher sonst Begein und ein Trost, vor Kirchen und Pfrundhaus oder sonsten – welches Gott gnädig verhüten wolle – vor Wasser und Brant old Lauwenen, an Heüseren, geschedigten Leüthen, wäre.

Als habent sey einhellig erkendt, dass diser Waldt solle zwenzig Jahrs in Bahn gethan sein, und neimant nichts daraus thun, auch nicht Thürs und Todts, damit gefärliche Anläss vermiten werden, sonder solle ein todtner Waldt angesehen werden.

Und solle niemanndt sich understehen, darwider zu rahten, wan er nicht will alls ein unverschamter Man angesehen werden.

Aus Befehl der Herren Kirchgnossen geschriben von Thomas Steussi, Ratsherr.

So steht es im zweiten Buch der Gemeinen Kirche Linthal auf Seite 235. Der Text nimmt mich nicht deshalb ein, weil hier die Gemeine Kirche, will sagen die Gemeinde, einhellig einen Beschluss zur Sicherung des Waldes, des Satteleckwaldes, fasst. Das hat sie früher, viel früher schon getan, musste es immer wieder tun, offenbar. Was mich tief beeindruckt ist der Rahmen, in den der Wald hier gestellt ist, und die Unbedingtheit, die den Tenor dieser Sätze ausmacht.



Der Satteleckwald wird 1744 für 20 Jahre in Bann gestellt. Ausschnitt aus dem Kirchenbuch II von Linthal. (Gemeindearchiv Linthal)

Zuerst will ich auf die Sprache, auf Begriffe eingehen, was sich schon deshalb als notwendig erweist, weil Ratsherrn Stüssis Sprache nicht mehr überall die unsere ist. Nicht jedermann wird wissen, dass unter Heumonat der Juli zu verstehen ist, übrigens merkwürdig, dass ausgerechnet zu dieser Zeit eine Versammlung stattfindet, oder nicht?

Die Herren Kirchgenossen haben in Linthal 1744 – über den Namen hinaus – eigentlich nichts mit der oder den Kirchen und Kirchgemeinden zu tun. Sie machen die Gemeine Kirche, die allgemeine Kirchgenossenversammlung aus, ein Linthaler Unikum. Denn diese Versammlung oder Gemeinde schloss beide Konfessionen der drei Tagwen von Linthal, Matt, Dorf und Ennetlinth zusammen und bildete das Gremium, das in andern Dörfern Gemeiner Tagwen oder Wahltagwen hiess. Ein möglicherweise früher Beleg für diese ebenso merkwürdige wie eindrückliche Institution, der allerdings kaum zu datieren ist, findet sich im Schuldbriefverzeichnis des Jahrzeitbuches von Linthal. In der Literatur erscheint der erste Beleg für die Gemeine Kirche Linthal 1561. Der Ansatz zu diesem Gebilde wird vor der Reformation zu suchen sein, als alle drei Tagwen zusammen für den Unterhalt und das Auskommen der Kirche aufzukommen hatten. Gemein wäre diese Kirchgemeinde dann mit der Reformation geworden, in der Linthal eine besondere Rolle spielte. Damit wäre auch erklärt, weshalb die Gemeine Kirche seit 1623, dem ersten Datum in ihrem ersten Buch, zwar keine kirchlichen, wohl aber übergeordnete Aufgaben wahrnimmt und zuständig ist für Strassen und Brücken, für Geisshirti und Geisswege, für Alpen, für Jagd, Schützenhaus und Miliz, für die Feuerschau, und neben vielem anderen eben für verschiedene Wälder. Die Güter sind verschiedentlich ausgeschieden und den Tagwen weitergegeben worden, so 1629 und 1795. Gehalten hat sich diese schöne Institution freilich bis sage und schreibe 1869 – wahrhaftig ein langer Atem der Geschichte.

Die Bezeichnung der Kirchgenossen als Herren sagt etwas aus über das Selbstverständnis – und das Selbstbewusstsein – dieser männlichen Welt.

Anhalten um Holtz meint die Anträge an die Versammlung der Kirchgenossen, Einzelnen aus verschiedenen Gründen Holz zur Verfügung zu stellen. Waren das jeweils kleine Leute, solche, die selbst nur wenig eigenes Holz hatten? Mitunter gewiss, mitunter auch nicht, soweit ich sehe.

Unverständlich könnte das Wort *Begein* sein. In dieser Zeit erscheint oft ei anstelle von i oder ie, wie unten *ruineirt* nahe legt, was natürlich ruiniert heissen muss. Dasselbe treffen wir im Fall von *neimant* an. Der Wald wird also als Beginn angesehen.

Trost bedeutet viel mehr als nur Zuspruch, nämlich ursprünglich geradezu den Vertrag zwischen Gott und den Menschen, dann Festigkeit und Sicherheit und das Vertrauen, die Hoffnung sowie die Zuversicht, die daraus entspringen, oder konkreter dadurch das Trösten, Hilfe, Schutz und Rettung. Unter Trost führt das Grimm'sche Wörterbuch beispielsweise die lateinischen Begriffe firmamentum, securitas, refugium und auxilium an.

Weniger schwierig oder ungewohnt sind *old*, nämlich oder, *erkennen* gleich beschliessen oder *Bahn,* was ganz einfach Bann heissen muss. Das Pfrundhaus ist natürlich das Pfarrhaus, die Formel Kirchen und Pfrundhaus versteht sich offenbar als Bezeichnung der Sache, der Gebäude, und der Institution, als Teil fürs Ganze.

Thürs und Todts hat nichts zu schaffen mit Teuerem, sondern heisst dürres und abgestorbenes Holz, übrigens, wie unten *neimant nicht* belegt, eine Vorliebe damaliger Sprache, Wörter gleichen Anlauts als Verstärkung nebeneinander zu stellen, eine alte Form des Reims geradezu. Bleibt noch ansehen, was hier soviel wie betrachten, in Erwägung ziehen, ja erkennen bedeutet.

Schliesslich müsste man sich noch fragen, ob *unverschamt* damals wie heute dasselbe meint, nämlich unbescheiden, hybrid und nicht...?

Die Rechtschreibung ist noch gar nicht festgelegt. Eine gewisse Freude zeigt sich beim fröhlichen Gebrauch von Doppelkonsonanten *weillen* (weil) und *allzufilles* und dem häufigen *y.* Kein Wörterbuch normiert. So ist vieles dem Schreiber persönlich überlassen.

hochstnöthig

Der Wald war in Linthal damals schon seit langer Zeit gefährdet. Im Jahr 1564 finden sich *Leider,* das sind Aufseher – Bannwarte also –, deren Arbeitsauffassung allerdings Bände spricht. Sie haben nämlich im Bannholz einen Maibaum gehauen, den dann etliche Gesellen, junge unverheiratete Männer, einem Mädchen vors Fenster stellten. Leider sind Anzeiger, und anzuzeigen hatten sie wohl Frevel aller Art. Was aber, wenn sie selbst zu Frevlern wurden?

Die Waldgesetzgebung Linthals verdeutlicht, dass der Wald im 17. Jahrhundert schon übernutzt war. Dabei wurde nach wie vor gereutet und geschwämmt, das heisst grössere Waldstücke wurden urbar gemacht durch die Axt oder dadurch, dass den Stämmen über den Wurzeln die Rinde abgenommen wurde. So etwa um 1633, vereinzelt noch bis ins 18. Jahrhundert hinein. Von Aufforstung ist nichts zu vernehmen.

Das *Lauben* zur Streuegewinnung und für den Laubsack wird dem Wald auch nicht gerade genützt haben. Das *Harzen*, noch um 1800 gut belegt, unter anderem zur Gewinnung von Wagenschmiere, beeinträchtigte den Nadelwald. Sicher ist auch geköhlert worden. Der Kalkofen verschlang Holz. Wuhrungen und Brücken bedurften des Holzes in grossen Mengen. Die Brunnenleitungen (Tüchel) bestanden aus jungen, astarmen Tannenstämmen. Und alle möglichen Werkzeuge und Instrumente waren aus Holz, zum Beispiel die Joche, die Wagen, die Schlitten, die Brenten, die Gebsen – man könnte beliebig weiterfahren. Zudem liess sich schönes Holz gut verkaufen: Nussbäume und Ulmen gingen gelegentlich nach Ennenda in die Plattentischfabrikation. Am schlimmsten aber war in dieser Zeit, in der vom Zaun über die warme Mahlzeit, die Wärme im Winter, Geschirr und Hausbau alles vom Holz abhing, vielleicht die latente Waldfeindlichkeit des Bauers überhaupt. Nur gerade der Schutzwald gegen Lawinen bedeutete unbedingte Notwendigkeit.

Um 1744 scheint sich zudem ein eigentlicher Bauboom eingestellt zu haben, übrigens auch in andern Glarner Dörfern, vielleicht schon im Zusammenhang mit dem Anstieg der Bevölkerung, der das 18. Jahrhundert auszeichnete.

Der Mensch hat nun allerdings die Neigung, erst angesichts extremer Verhältnisse zu reagieren. In der frühen Neuzeit konnte das Gleichgewicht auch fünf vor zwölf noch wiedergefunden werden. Denn das Ungleichgewicht war damals – im Gegensatz zu heute – hausgemacht und beruhte einfach auf zu starker Nutzung, nicht auf einem Angriff auf die Lebensgrundlagen des Waldes.

Begein und ein Trost

Der Wald als Beginn, als Anfang, als Grundlage menschlicher Gemeinschaft und menschlichen Lebens, nicht weniger! Mehr noch: der Wald als Trost, als Lebensversicherung – nicht nur hinsichtlich der Kirche als Institution, wohlverstanden, sondern weit darüber hinaus. Der Wald als Zeichen der Schöpfung. Die beiden Begriffe lassen erkennen, welch grundsätzliche Bedeutung dem Wald damals zukam. Und gleichwohl haben ihn die Menschen nach Strich und Faden ausgebeutet. Nur dann, wenn es besonders schlimm stand, erinnerte sich die Gemeine Kirche an die Tugend des Masshaltens. Nur dann war man bereit einzusehen, dass der Wald eine Garantie darstellte zu überleben, für Mensch und Tier. Allerdings, das war etwas leichter als heute. Jedermann war betroffen. Jedermann trieb Tiere, Schweine zumal, auf die Waldweide. Jedermann sammelte Beeren, Pilze, Nüsse im Wald. Für viele bot der Wald Arbeit, den Holzhauern, den Fuhrleuten und Flössern, den Sägereiarbeitern und Zim-

merleuten, den Tischmachern, Schreinern, Küfern und Wagnern, den Schindel- und Schuhmachern, sowie den Holzhändlern. Und weil jedermann direkt betroffen war, konnte es schliesslich auch zu einer einschneidenden und einhellig getroffenen Massnahme kommen, die allen Gemeindegenossen Einschränkungen auferlegte. Die unbedingte Aufforderung *sonder solle ein todtner Waldt angesehen werden* machte jedermann die Sachlage drastisch klar. Der Wald ist für die Gemeine Kirche das A und O, der Anfang und das Ende, womit sich, auch sprachlich – *Begein und Trost* –, ein Bezug zur Bibel einstellt.

ein unverschamter Man

Das Gleichgewicht zwischen Mensch und Natur war immer labil. Teilweise war es die Natur selbst, die dem Wald zusetzte, etwa wenn immer wieder von Schnee, Lauenen, Windwürfen die Rede ist. Waldbrände, die gelegentlich erwähnt sind, können sowohl durch Blitzschlag als auch durch menschliche Unsorgfältigkeit verursacht sein. Da haben wir schon einen gefährlichen Anlass. Ein weiterer ist unbedingt der Frevel, von dem oft die Rede ist. Dem Frevel auf dem Fuss folgte sicher vielfach Streit in der Gemeinde, denn die Armen waren durch die Einschränkungen bestimmt stärker betroffen als die Reichen. Das alles führte dann unweigerlich zu Herdschliff und Runsen.

Am selben Tag, da der Satteleckwald für 20 Jahre gebannt wurde, findet sich im Buch der Gemeinen Kirche folgender Eintrag: *Auf den 8.Tag Heümonat 1744 ist vor die Heren Kilchgnossen kommen Jochen Dürst als Besitzer des Gerens, und vor selbigen bittlich angehalten, dass weillen er ein bresthafften (baufälligen) Gaden aldorten habe und genötiget seye zu bauen, dass sei im begünstigen möchten, etwas Holtzes ob dem bedeüten Geren hauen zu lassen. Alls habent sey ihme erlaubt, nebent dem, was von Winden umgeworfen, noch etwas zu hauen, doch mehr nit, ails was er zum Gaden höchstnöthig hat. Und solle er dan darauf anloben, dass er mehreres nicht genohmen habe.* Sicher, Jochen Dürst war kein *unverschamter Mann.* Aber diese Bewilligung legt doch nahe, dass die Gemeinde weniger unbedingt handelte, als es die Bannung des Satteleckwaldes vermuten lässt. Immerhin hatte der Begünstigte zu loben, das heisst vor Gott zu versprechen, nicht mehr Holz zu schlagen, als ihm zustand. Eine Vorkehrung, ihn nicht zum unverschämten Mann werden zu lassen. Gut zehn Jahre später darf einer für seinen Hausbau – allerdings nur im Tausch – zwei Stämme im Satteleckwald hauen.

Es sollte sich bald zeigen, dass die Massnahmen der Gemeinde zu spät und zu halbherzig erfolgt waren, trotz der nachdrücklichen Argumentation von 1744. Schon vor diesem Datum kam es immer wieder zu Ausgaben wegen der Hochwasser führenden Linth. Die Wuhre mussten bestän-

dig erneuert und verbessert werden. Da wird der Teufelskreis sichtbar. Eindrücklich sind die Ausgabenposten für 1749: dem Bifang-Jos werden *vor Stein sprengen in der Lint* 20 Schilling gezahlt; für 22 Mann im Wasser 4 Gulden 20 Schilling; dem Gabriel Thut, *ds er im Wasser gsin,* 12 1/2 Schilling; den Verordneten bei der Linth 1 Gulden; Wachtmeister Schiesser, *dz er bei der Bruck gearbeitet,* wenigstens 15 Schilling; vor 6 Mann, *die bei der Linth gewachet bei Anlass einen grossen Wasser* (!), 3 Gulden. Wer nicht hören will, muss fühlen. Doch es sollte noch einschneidender kommen, schon 1750. Dann aber erst recht durch das Hochwasser von 1762, das Gräber wegschwemmte, und 1764, als Sägereien und Häuser in den Fluten verschwanden und die evangelische Kirche ernsthaft bedroht war. 1781 war es dann um die Kirche tatsächlich geschehen: Der Wald war eben wirklich *Begein und Trost,* und wo er fehlte, hielt er Schlagwetter auch nicht mehr zurück. Der Raubbau am Wald hat der Gemeinde damals grosse Schäden und enorme Kosten verursacht. Auch die Korrektion der Linth, die 1818 in Linthal an die Hand genommen wurde, ist in diesem Zusammenhang zu sehen. Menschliche Hybris ist immer teuer gewesen. Wird sie uns Menschen morgen das Leben kosten?

Was könnte einen die Linthaler Waldgeschichte lehren? Dass sich einschneidende Massnahmen erst nach Generationen auszahlen? Dass Gemeinsinn an die Stelle von rabiatem Egoismus treten müsse? Dass es vielleicht – auch fünf nach zwölf – doch noch nicht zu spät sei? Und das alles, obschon der ehemals gemeinsame Rahmen um die Geschichte, eben die Dimension der Heilsgeschichte, weit gehend fehlt und zum andern die Dimensionen der menschlichen Fehler dermassen weit, über- und unmenschlich geworden sind?

Lieber Herr Vischer, menschliches Leben war und ist dauernd gefährdet und vom Tod bedroht. Nur nimmt man das heute im Zeichen totaler Versicherung vielfach gar nicht mehr wahr, oder besser, man verdrängt die Reste von diesem Wissen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln. Bleibt uns denn noch Hoffnung?

Wir wollen uns an Martin Luther halten, der angesichts des Weltuntergangs gleichwohl noch ein Apfelbäumchen pflanzen wollte, und wir wollen – wie die Emmentaler sagen – den Rest *Gsorgets gä.* Das Apfelbäumchen als Bild für die Heilsgeschichte, die über der gewöhnlichen Geschichte schwebt!

Ende November 1988

Auf den Beschluss der Gemeinen Kirche Linthal von 1744 stiess ich gemeinsam mit Elisabeth Müller im Zusammenhang mit ihrer Diplomarbeit. Vgl. Elisabeth Müller, Im «wilden Linthal», die beiden ersten Bücher der Gemeinen Kirche 1623 bis 1777. (Typoskript) Linthal 1989.